»Ich möchte, dass du mir hilfst, Schluss zu machen.«

Buchbesprechung zu Emmanuèle Bernheim: *Alles ist gutgegangen*

Marc Keller und Anna Magdalena Elsner

Von der ersten Zeile an geraten die Leser*innen von Emmanuèle Bernheims autobiografischem Bericht *Alles ist gutgegangen* (2014) in den Sog der Ereignisse, die das Leben der gleichnamigen Ich-Erzählerin in den kommenden Monaten durchrütteln sollten. Ihr 88-jähriger Vater, der Pariser Kunstsammler André Bernheim, hat gerade einen Schlaganfall erlitten, in großer Aufregung eilt sie zu ihm ins Krankenhaus. Entgegen ersten Befürchtungen überlebt der Vater zwar. Er ist jedoch halbseitig gelähmt und konfrontiert seine Tochter schon kurze Zeit später mit einer für sie nur schwer erträglichen Bitte: »Ich möchte, dass du mir hilfst, Schluss zu machen« (Bernheim 2014: 46). Sie sichert ihm ihre Unterstützung schließlich zu, wie wenig später auch ihre Schwester Pascale. Durch die Vermittlung einer Freundin wird sie dabei von der Vertreterin eines Vereins beraten, der sich für das Recht auf ein »selbstbestimmtes Lebensende« engagiert. Da die französische Gesetzeslage Sterbehilfe aber nicht erlaubt, stellt diese wiederum den Kontakt zwischen der Erzählerin und einer nicht namentlich bezeichneten Schweizer Organisation her, sodass der Vater, nach allerlei Hindernissen inklusive polizeilicher Einvernahme der Töchter, nach Bern reist und dort einen assistierten Suizid in Anspruch nimmt. Die Erzählerin, die aus rechtlichen Gründen in Paris zurückbleiben musste, erhält am Ende des Buchs von der Schweizer Sterbehelferin telefonisch die titelgebende Mitteilung: »Alles ist gutgegangen« (ebd.: 206).

Im Zentrum von Bernheims Buch steht der assistierte Suizid des Vaters. Von Anfang an aber wird sein Entschluss besonders in seinen Auswirkungen auf die Erzählerin verhandelt. Seine Bitte, dass sie als seine Tochter ihm beim Sterben helfen solle, ist es denn auch, die ihr Leben so sehr auf den Kopf stellt, dass sie es sich nur durch Beruhigungsmittel erträglich machen kann. Die Sogwirkung, die der Text dabei entfaltet, wird neben dem schnörkellos-parataktischen Stil, der die Sätze genau wie die Ereignisse Schlag auf Schlag aufeinanderfolgen lässt, wesentlich durch das linear-chronologische Erzählen im Präsens erzielt, das eine Gleichzeitigkeit von Erleben und Erzählen suggeriert und die Leser*innen unmittelbar am Geschehen teilhaben lässt. Doch gibt es eine bezeichnende Ausnahme: die erstmalige Äußerung des väterlichen Sterbewunsches. Dieser wird vorerst durch eine Ellipse ausgespart, markiert durch eine leere Seite. Was

https://doi.org/10.14361/9783839467923-004 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sich währenddessen ereignete, erfahren wir direkt im Anschluss, wenn die Erzählerin in ihrem Bericht fortfährt und uns das gegenwärtige Geschehen das einzige Mal in der grammatischen Vergangenheit nachreicht: wie sie ins Krankenhaus gekommen sei, wo ihr Vater sie unversehens mit seiner Bitte konfrontiert und sie die Einrichtung sofort wortlos wieder verlassen habe. Durch diese chronologische Diskontinuität scheint der Text zu sagen, dass sich das Ungeheuerliche, was der Vater da von ihr erbittet, nicht im selben Moment bewusst erleben lässt, als ob die Wucht dieses einen Satzes einen aus der Zeit werfen würde und er sich erst nachträglich rational verarbeiten und erzählen ließe.

Die Tochter setzt sich mit dem Sterbewunsch des Vaters auch durch das Reflektieren von Begriffen in Zusammenhang mit dem assistierten Suizid auseinander. So gibt es im gesamten Buch nur ein einziges Wort, das fett gedruckt ist, und das auch im französischen Originaltext auf Deutsch geschrieben steht: »Selbstbestimmung«. Der Erzählerin sticht das Wort ins Auge, als sie sich in einer Nacht die Website der Schweizer Sterbehilfeorganisation ansieht. Sie fragt sich, was es wohl bedeutet, und lässt es sich auf Französisch übersetzen: »Autodétermination«. Davon ausgehend erfolgt ein assoziatives Spiel mit Wörtern, das ihre Gefühlswelt gegenüber dem Suizidwunsch des Vaters offenbart: »Autodestruktion, Terminator, Detonation, vermintes Terrain. Mein Kopf explodiert« (ebd.: 91f.). Der sprachliche Stolperstein, der durch das Wort »Selbstbestimmung« in den Text eingebaut wird, bringt das Unvermögen der Tochter zum Ausdruck, den väterlichen Wunsch in ihre eigene Sprache zu übersetzen und damit als ein geteiltes Anliegen zu begreifen. Wenngleich *Alles ist gutgegangen* auf jegliche Art der theoretischen Auseinandersetzung mit der Rolle der Selbstbestimmung in der französischen Sterbehilfedebatte verzichtet, führt Bernheims Text doch vor, dass der Wert individueller Selbstbestimmung durch die menschliche Beziehungsverbundenheit immer auch eine Kehrseite haben kann. Denn mag der Suizid für den Vater auch ein autonomer Akt der Befreiung von Schmerz und Leid bedeuten, so löst er genau dieses negative Erleben in der Tochter aus, die ihren eigenen Wunsch, den Vater bei sich zu behalten und nicht an seinem Sterben beteiligt zu sein, schlussendlich seinem Willen unterordnet. Weniger offensichtlich ist hingegen, dass die Szene der einsamen nächtlichen Internetrecherche auch im weiteren Sinne die Unübersetzbarkeit des Konzepts der »Selbstbestimmung« versinnbildlicht. Diese gründet nicht zuletzt in der kulturellen Diversität bioethischer Debatten in Bezug auf die Sterbehilfe. Bernheims Text setzt sich nicht nur mit einem allgemeinen Suizidwunsch und der Anspruchshaltung des Vaters auseinander, dass seine Tochter ihm bei der Ausführung helfen solle. Das gesetzliche Verbot in Frankreich bringt zudem zwingend einen Suizidtourismus in die Schweiz mit sich, was eine geografische Grenzüberschreitung, gleichzeitig aber auch eine sprachliche und kulturelle bedingt – nicht zuletzt in Bezug auf die Rolle, die das Konzept der Selbstbestimmung im jeweiligen soziokulturellen Kontext und als Teil des Gesundheitswesens spielt. Obgleich »Selbstbestimmung« nicht gleichbedeutend ist mit »Autonomie«, werden die beiden Begriffe oft synonym verwendet. Durch Tom Beauchamps und James Childress' kanonischen Text *Four Principles of Biomedical Ethics* (1979) bilden die Patientenautonomie und ihre Respektierung zweifellos einen Grundpfeiler der Bioethik seit ihren Anfängen. Jedoch, und dies zeigen die Bioethikerinnen Marie Gaille und Ruth Horn (2013: 216), wurde gerade das Konzept der »Patientenautonomie« im Rahmen der französischen Sterbehilfedebatten lange als ein fremdes »anglo-amerikanisches Prinzip« verhandelt. Zwar

https://doi.org/10.14361/9783839467923-004 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

hat die Rolle der Patientenautonomie seit der Einführung der Palliative Care in Frankreich in den 1980er Jahren an Wert gewonnen, aber in einem Gesundheitssystem, welches, wie Gaille und Horn zeigen, entgegen einer liberalen Tradition die Solidarität mit der Verletzlichkeit der Patient*innen und die Verantwortung der Ärzt*innen in Bezug auf ihre Patient*innen in den Vordergrund stellt, ist der solidarische Wert von »accompagnement« (Begleitung) immer noch bedeutender als der der Selbstbestimmung (vgl. Horn 2013; vgl. Gaille/Horn 2016). Die aktuellen Debatten in Frankreich und nicht zuletzt die eindeutige Stellungnahme des von Präsident Emmanuel Macron eingesetzten Bürgerrats für eine Legalisierung der Sterbehilfe im April 2023 deuten sicherlich darauf hin, dass in Frankreich ein kultureller Wandel im Gange ist. Bernheims Stolpern über das vom Schweizer Sterbehilfeverein so prominent gesetzte Wort »Selbstbestimmung« bleibt jedoch auch vor diesem Hintergrund eine Erinnerung daran, dass die Akzeptanz einer Praxis des assistierten Suizids immer auch kulturell begründet ist und dass das Prinzip der Selbstbestimmung auch eine eigene nationale Geschichte hat.

Die Erzählerin in Bernheims Text gibt ihren Gefühlen wiederholt auch durch bildhafte Assoziationen Ausdruck. Als die Schweizer Sterbehelferin ihr den Ablauf eines assistierten Suizids erklärt, drängt sich ihr unvermittelt eine Szene aus Richard Fleischers Science-Fiction-Film *Soylent Green* (1973) ins Bewusstsein:

> »Ich sehe eine grauenvolle Zukunft vor mir, […] und Edward G. Robinson, der, entschlossen, mit seinem Leben schlusszumachen, als kleines Männchen ein riesiges weißes Klinikgebäude betritt, sich am Schalter in die Schlange stellt, die Musik auswählt, die er in seinen letzten Augenblicken hören will; und dann liegt er in einem schmalen Bett, gut zugedeckt wie ein Kind, nimmt den Trank zu sich, den ihm ein Mann und eine Frau in weißen Kitteln reichen, und schließlich schläft er friedlich ein, eingelullt von Beethovens Pastorale. Nicht mein Vater.« (Bernheim 2014: 100)

Der Bezug zur Verfilmung von Harry Harrisons dystopischem Roman *Make Room! Make Room!* aus den 1960er Jahren, die eine von Umweltverschmutzung und Überbevölkerung geprägte dunkle Zukunftsvision für New York im Jahr 2022 entwirft, ist ein vielschichtiges Motiv in Bernheim Texts. In *Soylent Green* verkörpert der Hauptdarsteller Edward G. Robinson die Rolle des Sol, der sich als einer der wenigen noch an eine Welt vor der Klimakatastrophe – mit Tieren, Natur und echter Nahrung – erinnern kann, jedoch entdecken muss, dass das angeblich pflanzenbasierte Nahrungsmittel »Soylent Grün« aus Menschenfleisch produziert wird. Von dieser Entdeckung in die Verzweiflung getrieben, sucht Sol selbst die Tötungsanstalt der Stadt auf, in der für jede*n Bürger*in die Möglichkeit besteht, durch einen assistierten Suizid angenehm und ruhig zu entschlafen. Bernheims Bezug zu *Soylent Green* webt einen gesellschaftskritischen Ansatz in *Alles ist gutgegangen* ein. Denn die fast unmerkliche Verknüpfung der Thematiken des assistierten Suizids und der Klimakatastrophe (obgleich diese im Text nie konkret verhandelt wird) verankert die Idee im Text, dass ein assistierter Suizid schlussendlich Teil einer Sterbeindustrie ist, welche selbst das Resultat einer Gesellschaft ist, die an den Folgen ihres eigenen Wachstums zugrunde geht. Gleichzeitig ist die Gestik des Verweisens auf ein anderes, filmisches Dokument über einen assistierten Suizid und die Rolle, die dieser Bezug in Bernheims Text spielt, auch häufig in anderen zeitgenössischen autobio-

https://doi.org/10.14361/9783839467923-004 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

grafischen Texten über das Sterben anzutreffen (vgl. Elsner 2022: 695). Der Querverweis ist daher auch als eine Art Antwort zu sehen – was in *Soylent Green* noch dem Science-Fiction-Genre zugeordnet wird, ist nun autobiografischer Erfahrungsbericht geworden. Und die dystopische Vorstellung des Films bereitet Bernheims Erzählerin offenbar tatsächlich großes Unbehagen, denn sie drängt sich ihr im Verlauf des Textes abermals auf, als der Anwalt ihr mitteilt, dass sie den Vater nicht in die Schweiz begleiten solle: »Wieder *Soylent Green* und Edward G. Robinson, der winzig und mutterseelenallein das riesige, weiße Klinikgebäude betritt« (Bernheim 2014: 164). Als ihre Schwester dann aber wenig später beiläufig von der »Wohnung des Vereins« spricht, unterbricht die Erzählerin sie: »Hast du wirklich *Wohnung* gesagt?« Dieses neue Bild vom Sterbeort ihres Vaters bricht mit der Tötungsanstalt des Films und scheint den Tod ein Stück weit erträglicher zu machen: »Ich sehe zwei kleine Zimmer vor mir, Lampenschirme, einen alten Teppich auf dem knarrenden Parkett. Das Bild der großen weißen Klinik von Edward G. Robinson verschwindet endlich« (ebd.: 167).

»Alles ist gutgegangen« lautet nicht nur die Kunde aus Bern nach dem Suizid, sondern auch der Buchtitel. In Anbetracht der Bürde, die die Erzählerin während eines Dreivierteljahres zu tragen hatte, haftet dem »Alles« freilich auch eine subversiv-ironische Note an. Diese schafft nicht zuletzt auch eine Verbindung zu einem anderen französischen Text über das Sterben – allerdings im 20. Jahrhundert –, nämlich Simone de Beauvoirs autografischem Bericht über den Tod ihrer Mutter: *Ein sanfter Tod* (*Une mort très douce*, 1964). Auch dieser Text trägt als Titel den Satz, mit welchem de Beauvoir die Kunde vom Tod der eigenen Mutter vermittelt wird, in ihrem Fall von der diensthabenden Krankenschwester. Ähnlich bleibt jedoch, dass die letzten Monate der Mutter, nach einer unheilbaren Diagnose, welche der Patientin nicht einmal kommuniziert wird, und einer Reihe von sinnlosen Operationen und ungenügender Schmerzlinderung durch die behandelnden Ärzte, alles andere als sanft waren. De Beauvoir scheut jedoch nicht davor zurück, klarzustellen, dass die Mutter aufgrund ihrer sozialen und finanziellen Privilegien dennoch einen wesentlich sanfteren Tod hatte als viele andere in vergleichbaren Situationen. Ein ähnlich ambivalenter Ton schwingt auch in Bernheims *Alles ist gutgegangen* mit. Denn die Möglichkeit, die mit einem assistierten Suizid verbundenen Kosten überhaupt übernehmen zu können, um dem Wunsch des Vaters nachzukommen, ist ein impliziter Teil dieses Suizidtourismusnarrativs. Ein assistierter Suizid in der Schweiz stellt für Bernheims Vater daher in seiner individuellen, aber auch finanziellen Situation einen »guten Tod« dar, und im Rahmen dieser Annahme ist die Ausführung »gut« gegangen.

Überhaupt schafft Bernheims Text durchaus Verständnis für den assistierten Suizid des Vaters. Und zwar nicht nur weil die Tochter im Moment des Abschieds feststellt, dass er »glücklich aus[sieht]« (Bernheim 2014: 197), und sie aus der Schweiz erfährt, er sei bis zuletzt »guter Dinge« gewesen (ebd.: 206). Auch in ethischer Hinsicht erscheint sein Suizid legitim, indem die Erzählerin uns sein unerträgliches Leiden, das gemäß Schweizer Suizidhilfepraxis gegeben sein muss, ebenso deutlich vor Augen führt wie seinen unerschütterlichen Willen zu sterben – dies wohl auch der Grund, weshalb sie, trotz immer wieder gehegter Hoffnung, er werde seine Meinung noch ändern, seinen Wunsch erfüllte. Wir erleben den Vater fast ausschließlich in Krankenhauszimmern. Es sind nun aber nicht primär die physischen Aspekte infolge des Schlaganfalls, die sein Leiden verursa-

https://doi.org/10.14361/9783839467923-004 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

chen, denn mit gesundheitlichen Problemen hatte er immer wieder zu kämpfen gehabt und sie stets überwunden. Vielmehr sieht er, der Lebemann, der bis zuletzt unterwegs war in Restaurants, Kinos oder Kunstausstellungen, sich durch die erzwungene Immobilität von seinem Wesen entfremdet: »Das bin nicht …« – begründet er sein abermals geäußertes Sterbeverlangen an seine Tochter – »NICHT MEHR ICH« (ebd.: 58). Und auch in einer Videoaufnahme, in der er seinen Willen festhält, führt er an: »Ich kann das, was ich geliebt habe, nicht mehr genießen. Nichts mehr« (ebd.: 170f.). Der Vater macht damit einen Identitätsbruch geltend, wie ihn die Gegenwartsliteratur häufig als auschlaggebendes Suizidmotiv benennt (vgl. Keller 2024). Seine Entschlossenheit erkennt die Erzählerin bereits bei der erstmaligen Äußerung seiner Bitte: »Noch nie seit seinem Schlaganfall hat er so deutlich gesprochen.« Und danach habe er sie angelächelt: »Ein richtiges Lächeln, ein Lächeln *wie früher*« (Bernheim 2014: 46). Der Suizidwunsch stellt damit eine Kontinuität zu seinem authentischen, früheren Wesen her, wie ihn die Aussicht auf Beendigung seines Zustandes überhaupt immer wieder aufblühen lässt. Dies wird auch durch die Gegenüberstellung zweier Szenen am Anfang und am Ende gestaltet. Als die Erzählerin den Vater das erste Mal nach dem Schlaganfall erblickt, schreibt sie: »Allein in einem großen, beinahe leeren Zimmer und an unzählige Geräte angeschlossen, wirkt mein Vater winzig« (ebd.: 15). Die Wahrnehmung ihres hilflosen, von medizinischem Gerät abhängigen Vaters, die über das Adjektiv »winzig« abermals mit ihrer Soylent-Green-Assoziation korrespondiert, wird kontrastiert durch ihre Beobachtung, wenn der Krankenwagen, der ihn gleich in die Schweiz bringen wird, endlich eintrifft:

> »Er hat sich aufgerichtet, er scheint sogar größer geworden zu sein.
> Ich warte fast darauf, dass er aufsteht und losgeht.« (ebd.: 195)

Literatur

Bernheim, Emmanuèle: Tout s'est bien passé, Gallimard 2013.

Bernheim, Emmanuèle: Alles ist gutgegangen. Aus dem Französischen von Angela Sanmann, Berlin: Hanser 2014.

Elsner, Anna/Rampton, Vanessa: »Accompanied Only by My Thoughts: A Kantian Perspective on Autonomy at the End of Life«, in: The Journal of Medicine and Philosophy: A Form for Bioethics and Philosophy of Medicine, 47(6) (2022), S. 688–700.

Gaille, Marie/Horn, Ruth: »The role of ›accompagnement‹ in the end-of-life debate in France: from solidarity to autonomy«, in: Theoretical Medicine and Bioethics 37(6) (2016), S. 473–487.

Horn, Ruth: Le droit de mourir – Choisir sa fin de vie en France et en Allemagne, Rennes: Presses Universitaires de Rennes 2013.

Keller, Marc: »Ni toi sans moi, ni moi sans toi!« Sterbehilfe als Liebestod in Literatur und Film der Gegenwart, i.E. voraussichtlich 2024.

https://doi.org/10.14361/9783839467923-004 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

https://doi.org/10.14361/9783839467923-004 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY